

die jedoch seit Jahren gleichsam an Geburtswehen leidet. Es bestehen viele Schwierigkeiten und Widersprüche – auf einige von ihnen ist in diesem Aufsatz hingewiesen worden; aber die Hoffnung kehrt wiederum zurück in eine Kirche, die zum ersten Mal in eine pluralistische Gesellschaft hineingeworfen ist, worin sie ihren Platz finden muß.

In einem liturgischen Festakt, der am 27. November 1975 anlässlich der Thronbesteigung des Königs Juan Carlos I. abgehalten wurde, sagte Kardinal Enrique y Tancón, der Haupturheber der Erneuerung der Kirche Spaniens, zum jungen König:

»Die Kirche patroniert und auferlegt nicht ein bestimmtes Gesellschaftsmodell. Der christliche Glaube ist nicht eine politische Ideologie, er darf mit keiner von ihnen identifiziert werden, da kein gesellschaftspolitisches System den reichen Gehalt des Evangeliums auszuschöpfen vermag. Es gehört auch nicht zur Sendung der Kirche, Optionen oder Lösungen für die Regierungstätigkeit vorzulegen . . .

Die Kirche verlangt kein wie immer geartetes Privileg; sie fordert aber, daß ihr die Freiheit zuerkannt werde, das Evangelium unverkürzt zu verkünden, selbst dann, wenn ihre Botschaft für die Gesellschaft, in der sie verkündet wird, eine Kritik darstellt.

Schließlich bitte ich Sie, Majestät, daß wir als Männer der Kirche und Sie als Mann der Regierung, uns zusammenfinden in Beziehungen, welche die gegenseitige Autonomie und Freiheit respektieren, ohne daß dies je ein Hindernis bildet für die fruchtbare gegenseitige Zusammenarbeit von den je eigenen Feldern aus . . .«

Diese Worte, die in einem wichtigen Augenblick unserer Geschichte gesprochen wurden, markieren alles, was das Gestern vom Morgen trennt und trennen muß, einen anderen Typus der Kirche und der Gesellschaft. Ich erachte die heutige Kirche Spaniens für bereit, die Vergangenheit mit ihren positiven Werten und ihren anfechtbaren oder abzulehnenden Haltungen auf sich zu nehmen und sich so der Zukunft zu stellen.

Kirchbau und Verkündigung

Eine Antwort

Von Franz Josef Nüss

Der Vortrag, den Bernhard Hanssler auf der 12. Kirchenbautagung der Künstlerunion im Jahre 1980 gehalten hat, regt zu weiteren Gedanken und einigen Erweiterungen an.¹ Kunst hat ohne Zweifel etwas mit »Künden«, »Verkünden« zu tun, aber nicht weniger auch mit »Können«. – Ja, das »Können« ist unbedingte Voraussetzung, damit auch etwas »verkündet« werden kann, es sei denn, es würde zum Geschwätz. Hier ist nun der Platz, »Verkündigung« von »Belehrung« abzugrenzen. In alten Zeiten war die Kunst bereit, aber auch fähig, der Kirche und damit der Verkündigung zu dienen. Sie war eine dienende Kunst. Die »Biblia pauperum« war nicht nur ein Instrument der »Belehrung«, sie verkündete nicht nur durch ihre Inhalte, sondern ebenso durch ihr künstlerisches Werk die Heilsbotschaft. »Dienende Kunst«, noch mehr »Kunst im Dienst der Kirche«, das wird heute nicht gerne gehört; das klingt nach Unterwerfung und Selbstaufgabe und Programmkunst. Aber lehrt uns die Kunstgeschichte nicht anderes? Hat nicht die Kunst eh und je im Zusammenhang mit Kult und Religion gestanden? Nur wissen heute leider

¹ In dieser Zeitschrift 1/81, S. 73.

manche Prediger nicht mehr, was Verkündigung und was Belehrung ist. Die üblichen Sonntagspredigten zeugen davon. Da wird einem, zumal in der Ära nach dem Konzil, von jungen, kaum dem Seminar entwachsenen Priestern vorerzählt, was die Kirche in ihrer langen Geschichte alles falsch gemacht habe und heute immer noch falsch mache. Was sie in der Tat tun sollte, darüber schweigt der Prediger. Aber er schweigt auch in der Verkündigung der Heilstaten, der *Magnalia Dei*, und landet bei einer dürftigen Brüderlich- und Mitmenschlichkeit. Herz und Seele des Hörers des Wortes bleiben leer und können erst am »Tische des Brotes« ihre so notwendige Nahrung finden; vom »Tische des Wortes« käme, würde von ihm aus nicht das Evangelium verlesen, etwas, das Steinen sehr ähnlich ist.

In diesem Dilemma wird es natürlich für die Kunst nicht einfach, sich in den Dienst der Verkündigung des Heiles zu stellen. Eine solche Einordnung bedeutet für die Kunst, wenn sie die Hierarchie der Werte nicht verkennt, keine Entwertung, keine Erniedrigung, sondern eine Aufwertung, eine Erhebung. Sie wird als menschliches Tun in einen anderen Aon hineingezogen. »Die Kunst für das Volk ist ebenso abgeschmackt wie *l'art pour l'art*. Ich schlage vor: Kunst für Gott«, schrieb einmal Jean Cocteau und verfiel dann doch wieder dem Individualismus seiner und unserer Zeit. Die Kunst in der Verkündigung ist somit keine Dienstmagd der Kirche, wenn man sie als menschliche Institution sieht mit all ihren Schwächen, sie ist Helferin der Kirche als Stiftung Jesu Christi und gerät damit in den Dienst Gottes. Sie wird geradezu Gottesdienst und Teil der Liturgie.

Die Fragen: War die altchristliche Basilika Verkündigung? . . . Sind Renaissance und Barock Verkündigung? sind durchaus zu bejahen. Für das frühchristliche Kirchengebäude ist Alfred Stange in einer gründlichen und grundlegenden Untersuchung zu der Überzeugung gekommen, daß es »als Bild des Himmels« zu sehen ist.² Im gleichen Jahre brachte Hans Sedlmayr in seinem Werk »Die Entstehung der Kathedrale« den Nachweis, daß die Kathedrale als vom Himmel herabschwebendes Neues Jerusalem gesehen werden wollte. Trotz der meist unberechtigten Kritik an diesem Buche bleibt das Faktum, daß die Kathedrale und damit die Kirchen der Gotik steingewordene Abbilder, »Gegenwärtigungen« des neuen Jerusalems sein wollen. Wenn man den Weiheritus für eine katholische Kirche heranzieht, dann ist das letztlich jede Kirche, gleich welcher Epoche oder welcher ethnischen Herkunft, bis in die Gegenwart hinein. Für die Zeiten der Renaissance und des Barocks fehlen uns noch derartige grundlegende Darstellungen zur religiösen Intention der Architektur; nur eines steht fest: daß der Barock nicht von den Jesuiten als Ausdruck des Triumphalismus der Kirche erfunden worden ist.³

Bernhard Hanssler sagt weiter: »Ob man jemals versucht hat, die herrschende Kirchenidee der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, also die Idee des Leibes Christi, mit Mitteln des Baues auszusagen, . . . weiß ich nicht.« Nun, eine summarische Antwort findet sich in der Einleitung zum Buch von Rudolf Schwarz: Vom Bau der Kirche: »Man hat in früheren Zeiten den Altar ›Christus‹ genannt, so wie man auch viele andere Dinge ›Christus‹ oder ›Leib Christi‹ nannte, die Gemeinde, oder das Haus, in dem sie versammelt ist. . . . Das war so wörtlich gemeint, daß man die einzelnen Teile des Hauses mit den einzelnen Gliedern seines Leibes verglich, das Schiff mit dem Rumpf, die

2 Alfred Stange, Das frühchristliche Kirchengebäude als Bild des Himmels. Köln 1950.

3 Vgl. dazu Wilhelm Neuß, Studien zum »Mythus des 20. Jahrhunderts von A. Rosenberg«.

Querflügel mit den ausgespannten Armen und den Chor mit dem Haupt. So hing Christus immerfort am Kreuz, und weil sein Haupt sich in den Tod geneigt hat, wie die Schrift berichtet, darum hat man mitunter den Chor schräg zum Schiff gebaut . . .«

Kunstgeschichtlich kommt Alfred Stange in seiner Untersuchung zur Symbolik der Basilika bei der Deutung der Weiterentwicklung zur »Kreuzbasilika« zu folgender Feststellung: »Für die reinsten Kreuzschiffbasiliken aber ist bezeichnend, daß die Kreuzarme, wenn auch nicht an Länge und Höhe gleichgewichtig, doch formal dem Langhaus gleichartig sind. Nicht nur eine Erweiterung des Altarraumes sind sie, nicht nur aus der Neigung zu zentralisierender Gestaltung können sie abgeleitet werden. Die Gestalt des Kreuzes ist zu deutlich: allein als dessen Bild, allein als Veranschaulichung der Ecclesia, als mystischer Leib Christi können sie verstanden werden . . . Basilius der Große sieht in der liturgisch geformten Gemeinschaft die vollkommene Form christlichen Lebensraumes: Hier findet die Menschheit im Corpus Christi ihre Gestalt. ›Wir alle, in einer Hoffnung der Berufung aufgenommen, sind ein Leib und haben Christus zum Haupte.‹ Da – man begreift –, da konnte, da mußte auch das Kirchengebäude, der Versammlungsort der Ecclesia auf Erden, zum Zeichen Christi, zur Kreuzgestalt werden.«⁴

Dieses kunstgeschichtliche Faktum, das auch noch weiter belegt werden könnte, zeigt, daß »die Idee des Leibes Christi mit Mitteln des Bauens auszusagen« eine lange geschichtliche Entwicklung hat und schon gar nicht in den Kategorien »vor- und nachkonziliar« gesehen werden kann. Es bleibt überhaupt zu fragen, ob es gut ist, mit solchen Kategorien zu operieren, denn noch nie in der Geschichte der Kirche ist ein Konzil zum Nullpunkt, zum Punkt eines völlig neuen, mit der Vergangenheit nicht mehr identischen Ausgangs geworden. Wer die Konzilsdekrete des Zweiten Vatikanums aufmerksam studiert, der wird bald einsehen müssen, daß hier zwar neue Betrachtungsweisen auch von neuen Standpunkten aus aufleuchten, daß der Gegenstand der Betrachtung dennoch die alte einmalige Wahrheit geblieben ist.

Ähnliche Zusammenhänge werden in den Büchern von Heinrich Lützler: Die christliche Kunst des Abendlandes und Die christliche Kunst Deutschlands, aufgewiesen. Die Lehre von »Corpus Christi mysticum« ist eine sehr alte Lehre. Zwar wurde sie erst in unserer Zeit von Pius XII. in einer Enzyklika neu formuliert, sie geht zurück bis in die früheste Zeit unserer Kirche, bis hin zum hl. Paulus, wo die entsprechenden Schriftstellen nachgelesen werden können. Der Gedanke vom »Leib Christi« findet sich immer wieder in dem genannten Buch von R. Schwarz, der zu den führenden Kirchenbaumeistern unseres Jahrhunderts gehört. Auch dem vom Zweiten Vatikanum herausgestellten Begriff von Kirche als pilgerndem Gottesvolk begegnet man schon in diesem längst vor dem Zweiten Weltkrieg erschienenen Buch; dann aber auch in dem Vorwort dazu, das Romano Guardini schrieb: »›Kirche‹ erscheint hier als ein Vorgang durch die Weltzeit hin. Wirklich Vor-Gang. Immer wieder wurde ich an die Psalmen erinnert, die vom Zug des Gottesvolkes sprechen . . . Kirche ist hier Zug der Geschichte; Führung auf dem Weg durch die Zeit . . .« Wie die Kapitel »Darstellung des Himmels«, »Heiliger Wurf«, »Heiliges All« und schließlich »Der Dom aller Zeiten« die Vorstellung vom Himmlischen Jerusalem neben dem »Mystischen Leib Christi« und

4 Das frühchristliche Kirchengebäude als Bild des Himmels. Köln 1950, S. 109.

der Gemeinde als »pilgerndem Gottesvolk« zeigen, leben diese Vorstellungen im Gedankengut eines Baumeisters unseres Jahrhunderts weiter. – Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch die kaum erreichbare Schrift von Josef van Acken, Christozentrische Kunst. Sie lehnt sich weithin an Bauideen von Dominikus Böhm an. Auch hier steht, wie bei anderen Architekten des 20. Jahrhunderts, z. B. Herkommer, Leitl oder andere, der Gedanke des »mystischen Leibes« ganz im Mittelpunkt des Baudenkens, »ohne skurril« zu werden.

Eine Bemerkung sei noch angefügt zur Frage der Kirchenpatrone. Wer sich in der Geschichte der Kirchenpatrone und der Entstehung der Namensgebung etwas auskennt, darf nicht erwarten, daß im Baugedanken der betreffenden Kirche ein solches Patronat, eine solche »Schirmherrschaft« ohne weiteres sichtbar wird. St. Peter in Rom ist eine »Grabeskirche«; sie ist unter anderen Gesichtspunkten zu sehen, und dennoch gibt es von Bernini eine ergreifende Zeichnung, auf der er in die Peterskirche mit den von ihm geschaffenen Kolonnaden den gekreuzigten Heiland hineinkomponiert. Die Apsis bildet das Haupt, Kuppel und Schiff den Leib und die Kolonnaden die weit ausgespannten, die Welt liebevoll umfassenden Arme. So war selbst noch im Barock der Gedanke des mystischen Leibes Christi in der Kirchenarchitektur lebendig. Vom Architekten zu verlangen, der Kirchbau müsse das entsprechende Patrozinium aufleuchten lassen, hieße ihn überfordern; das Patrozinium hat eine andere Geschichte und andere Bedeutung. Etwas vereinfachend zusammengefaßt: einem Heiligen wurde eine Kirche geschenkt; der Kirchbau aber war der mystische Leib Christi wie auch das Himmlische Jerusalem. Das sich hieraus ergebende geschichtliche Problem der fränkisch-germanischen Eigenkirchen im Mittelalter kann hier nicht weiter erörtert werden.

Hanssler's Gedanken bringen eine erfreuliche Erweiterung der »Christus-Ikonographie« und, wie ich meine, eine rechtzeitige Warnung vor der Flucht vor der wahren Passion, auch in den Kreuzesbildern. Dafür sollte man Bernhard Hanssler wie für die tiefgreifende Methodik seines Vortrages danken.

Nun einige Gedanken zu Justus Dahindens Erfahrungen.⁵ Ohne Zweifel sind Kirchenbauten »ein Brückenschlag zwischen Materie und Geist«. Und ohne Zweifel hat es die Architektur mit dem »Raum« zu tun. Doch darüber hinaus sollten an den Kirchbau noch weitere, strengere Forderungen gerichtet werden. Nicht nur zwischen Materie und Geist sollen Brücken geschlagen werden, sondern dieser Brückenschlag ist geradezu selbstverständliche Voraussetzung für etwas dem Kirchengebäude ganz Eigentümliches, nämlich für die Möglichkeit einer Begegnung zwischen Gott und Mensch; und das führt über die Begriffe Materie und Geist weit hinaus. Kirche bedeutet ja *Kýriakon*, *kýriakē oikia*, Haus des Herrn, Haus Christi, Haus Gottes, Gotteshaus! *Ekklesia*, *ecclesia* ist die Versammlung, die sich im Haus des Herrn versammelnde Gemeinde des Herrn. Der Raum der Architektur wird zur Hülle und zum Ort eines mit üblichen menschlichen Maßstäben nicht mehr zu erfassenden Geschehens. Er ist der Ort der liturgischen Feier und des Gebetes, in denen Gott und Mensch einander begegnen. Theoretisch lassen sich natürlich »Versammlung«, »Mahl« – wobei zu bemerken ist, daß die Feier der heiligen Eucharistie wesentlich mehr als ein »Mahl« ist – und »Andacht« differenzieren. Bei der Erbauung einer Kirche aber sollte man eine Einheit

5 In dieser Zeitschrift 2/81, S. 146.

anstreben, da der Mensch sich nicht in solche Bereiche zergliedern läßt. Dahinden hat selbst die Notwendigkeit einer »Synthese dieser Dreigestalt des Raumes« anerkannt. Betrachtet man seine Pläne aber genauer, zumal die von Spiez, Vettelschoß und Wiesbaden-Dotzheim, so erkennt man, daß er dort zwar kirchliche Gebäude errichtet hat, Gemeindezentren mit einer Kapelle als Kern. Aber sind das »Kirchen«, das heißt, Häuser des Herrn, Gotteshäuser? Da werden in einer erstaunlichen ökonomischen Perfektion Räume durch Schiebewände miteinander verbunden oder voneinander getrennt. Wortgemeinde – Mahlgemeinde, Sonntags-Messe, Konzert – Theater, Vortragssaal, Werktagmesse – Taufe – Hochzeit. Aber man fragt sich: Kann man das denn alles trennen und wieder verbinden, wenn man eine »Kirche« baut? Wie gesagt, ökonomisch ist alles perfekt; jedoch bleibt zu fragen, ob eine solche perfekte Ökonomie des Raumes mit seinen »Spareffekten« von der eigentlichen Bestimmung des Raumes, nämlich der gottesdienstlichen, her zu vertreten ist. Können wir tatsächlich »Werktagsgemeinde« und »Sonntagsgemeinde« sichtbar und räumlich trennen? Ist beides nicht wirklich die tatsächliche *eine* Gemeinde, die sich am Sonntag in aller Fülle vor dem Herrn versammelt, werktags aber durch eine kleinere Schar stellvertretend repräsentiert wird, während der andere Teil seinen alltäglichen Verpflichtungen nachgeht, aber durch den »stellvertretenden Teil« dennoch an der Liturgie teilnimmt? Da bleibt werktags natürlich eine gewisse »Leere« im Raum. Aber ist diese nicht geistlicherweise doch durch die Abwesenden gefüllt? Verbirgt sich hinter einer solchen Raumökonomie nicht eine gewisse Angst, sich an den Herrn zu »verschwenden«, wie Lukas es von der Sünderin erzählt, die vor dem Leiden des Herrn kostbares Salböl über seine Füße goß, weswegen Judas sich erregte: »Wozu diese Verschwendung«, wie es Mattäus berichtet. Ist etwas dagegen einzuwenden, wenn an Werktagen ein für Gott bestimmter Raum teilweise »leer« bleibt und sich nur an Sonntagen und an Festen füllt? Muß er deswegen an anderen Tagen zu anderen »Zwecken« »genutzt« werden, damit die Ökonomie stimmt? Ich meine, man sollte sich hüten, Werktagkapellen von Sonntagkirchen zu trennen. Bald werden zwei Altäre dasein, und der Altar verliert seine zentrale, auf Christus hin gerichtete Bedeutung. Selbst die mittelalterlichen Kirchen und Dome kannten bei aller Fülle der Altäre immerhin einen »Hochaltar«, einen »altare summum«! Auch sollte man sich davor hüten, unbedingt die Gemeinde »um den Altar« versammelt haben zu wollen. Das Wort *circumstantes* im alten römischen Kanon hat hier zu vielen falschen Folgerungen geführt. Man kann aus diesem Wort nicht schließen, bei den frühen Christen habe die Gemeinde um den Altar herum gestanden. Nach den Darstellungen der Basilika, des frühchristlichen Gotteshauses, bei Alfred Stange,⁶ bei F. van der Meer⁷ und in jüngster Zeit, zumal bei der Darstellung der Baugeschichte der Lateran-Basilika, bei Hugo Brandenburg⁸ war das aus räumlichen Gründen schon gar nicht möglich. Bischofsthron, Altar und Chorschranken mit Ambo usw. verhinderten solche Vorstellungen. »Die Gläubigen konnten während der Kulthandlung nur einen Teil des Mittelschiffes, des zentralen Festsaales, einnehmen; sie verteilten sich wohl auch auf die Nebenschiffe« (Hugo Brandenburg). Schon das früheste noch archäologisch

6 A.a.O.

7 Altchristliche Kunst. Köln 1960.

8 Roms frühchristliche Basiliken. München 1979.

erfaßbare christliche Kirchengebäude, die Hauskirche in Dura Europos in Syrien aus der Zeit um 230, zeigt für den gottesdienstlichen Raum der Eucharistiefeyer diese Ordnung. Schriftlich dürfen wir sie schon fixiert sehen in einem Brief des Kirchenvaters Ignatius von Antiochia an die Epheser, der wohl in das Ende des 1. Jahrhunderts gehört, da Ignatius 107 gestorben ist. Als der sogenannte römische Kanon seine endgültige Formulierung und Fixierung fand, lag diese basilikale-liturgische Ordnung der Feier der hl. Messe schon fest. Selbst die »Apostolische Überlieferung« des Bischofs und zeitweiligen Gegenpapstes Hippolyt, der Zeitgenosse Tertullians (gest. 220) war und später als Märtyrer starb, will eine Vorlage für die eucharistischen Gebete sein, die damals noch vom Priester frei formuliert wurden, aber doch wohl dem Inhalte nach durch die Tradition festgelegt waren. Denn in einem Briefe Justinus, der um 165 starb, erfahren wir, daß Gebete und Zeremonien einer stets neuen Prägung durch den Liturgen unterlagen, »soweit seine Kraft reichte«. ⁹ Schon Paulus beruft sich im 1. Korintherbrief auf eine ihm überlieferte Form und einen vom Herrn empfangenen Inhalt des eucharistischen Gebetes (11,23-26). Für die Basilika findet sich auch bei F. van der Meer eine eindrucksvolle Schilderung der liturgischen Versammlung zur Eucharistiefeyer. ¹⁰ Will man nun tatsächlich in sogenannten zentralen Räumen die Gemeinde in einem geschlossenen Ring »um den Altar« versammeln, so bleibt eine Hälfte der Gemeinde immer hinter und eine andere Hälfte vor dem Priester, gleichgültig ob dieser nach Osten oder Westen zelebriert; hier zeigt sich auch, daß eine Zelebration »versus populum« keine Ideallösung bedeutet, die zudem mit dem großen Mißverständnis der Zelebration »versus orientem« in den wenigen nach Westen ausgerichteten römischen Basiliken behaftet ist. In den geosteten Basiliken wurde immer »versus orientem«, also zum Altar hin zelebriert. Das »circumstantes« des römischen Kanons meint also nicht die rings um den Altar Stehenden, sondern die in den Schiffen »Umherstehenden«, was man ja jetzt mit »und deiner ganzen Gemeinde« im Meßbuch für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes übersetzt. Die sich hier abzeichnenden Schwierigkeiten lösen sich auch nicht, wenn man bei Justus Dahinden auf dem Plan für das Gemeindezentrum Vettelschoß einen dreieckigen Altar eingezeichnet findet. Seit der Basilika ist, selbst wenn der Kuppelbau gewagt wurde (auch dem Pantheon wurde eine Apsis angefügt!), der Kirchbau auf eine liturgisch bedingte Längsachse ausgerichtet. Van der Meer kommt zu der Folgerung: »Die Variationen dieses einen Themas, wie machtvoll sie sein mochten, sind eine nach der anderen vorübergegangen: die wuchtige romanische Abteikirche, die gotische Kathedrale, der Renaissancedom, der barocke Festsaal, der kühle klassizistische Kirchenraum – sie alle gehören heute der Vergangenheit an. Aber die Elemente, die für die Basilika bestimmend sind, finden wir, jedenfalls wenn nichts falsch gemacht wird, ständig wieder, auch in den modernsten Kirchen. Im orthodoxen Osten ist es nicht anders: Es gibt zwar keine Kirche, die im äußeren Umriß weniger an eine altchristliche Basilika erinnert, als es die griechische oder russische Fünfkuppelkirche tut; aber Grundriß und Anordnung des Innern, ja die Gesamtanlage als solche ist im wesentlichen kaum anders als bei der ältesten Basilika.« ¹¹ Nach dem wäre es wohl eine

9 Zitiert nach A. Stange, S. 67.

10 A.a.O., S. 82-84.

11 Ebd., S. 71.

falsche Romantik oder eine falsche Fortschrittsvorstellung, von diesem liturgisch begründeten geistigen und nicht stilistisch oder historisch gemeinten Prinzip der Basilika Abschied nehmen zu wollen. Van der Meer gibt im Laufe seiner Untersuchungen folgende, bleibende Kriterien des Kirchbaues: »Die beiden zuletzt genannten Elemente – der Altar und der Taufbrunnen – ergeben sich aus den Sakramenten der Kirche; zusammen mit der Kathedra, dem Ambo und dem Schiff, das die Gläubigen umfaßt, »konstituieren sie den christlichen Kirchenraum. Alles übrige ist sekundär.«¹² Und noch lapidarer stellt Rudolf Schwarz in seinem Buch »Vom Bau der Kirche« fest: »Um das heilige Mahl des Herrn zu feiern, braucht man einen nicht allzu großen Raum von gutem Ausmaß, in seiner Mitte einen Tisch und darauf eine Schüssel mit Brot und einen Kelch mit Wein . . . Das ist alles, Tisch, Raum und Wände bilden eine einfachste Kirche.«¹³ Zu vermerken ist allerdings, daß Schwarz wohl wie die Realisierungen seiner Kirchbauten beweisen, mit dem Wort »Mitte« keine geometrische, sondern eine geistig-liturgische gemeint hat.

Dahinden nennt seine »nachkonziliaren« Bauten »Konzenträume«, denen er eine »nichtgeometrische Mitte« gibt. Er gibt damit zu, daß der Kirchbau unbedingt der »Mitte« bedarf, nämlich der liturgischen, die nicht unbedingt mit der geometrischen identisch sein muß. Das war sie ja auch bei den Basiliken, den Kuppelkirchen, den Kathedralen und den Barockbauten nicht. }

Angemerkt sei allerdings, daß es den Teilnehmer an der liturgischen Feier in solchen Räumen ohne geometrische Bezugspunkte peinlich überrascht, wenn er an bestimmten Plätzen Kopf und Hals mühsam verdrehen muß, um an der heiligen Feier teilnehmen zu können, weil sein Körper durch Gestühl und architektonische Ordnung in eine andere Richtung gezwängt wird. Solche Räume führen leicht zu einer »Ortlosigkeit«, wie sie etwa von Johann Hoffmann-Herreros gepriesen wird: »Noch größer ist die Unsicherheit, wenn man den Kirchenraum betritt. Keine Gasse, die zum Altar hinführt, keine klaren Orientierungslinien. Man muß den Altar oft suchen, er steht irgendwo, oft an einer unauffälligen Stelle. Die Wände der Kirche . . . sind nicht gerade, sie fließen gleichsam in unregelmäßigen Wellen um den Raum herum. Auch die Decke gibt keine Orientierung . . . Sucht man nach besonders »bevorzugten« Orten, so findet man genau besehen keinen. Und genau das ist beabsichtigt. . . . und das ist der konsequente Ausdruck der Tatsache, daß wir in einer demokratischen Zeit leben.«¹⁴ Mit einer solchen Polemik glaubt man das »basilikale Prinzip« überwunden zu haben. Was in diesem Zusammenhang der Begriff »Demokratie« zu suchen hat, bleibt fragwürdig. Demokratie ist ein politischer Begriff, und der Ort der Demokratie sind nun einmal Staat und Politik, Sozialbereiche und Teile des Wirtschaftslebens. Aber der Ort der Demokratie ist keinesfalls die Liturgie, in der die heiligen Mysterien gefeiert werden. Sollte hier mit Hilfe der Architektur vielleicht die Differenzierung von Weihpriestertum und allgemeinem Priestertum verunklärt werden? Mit gutem Recht und ganz klar schreibt Bernhard Hansler: »Denn Kirche als Gottesvolk meint nicht Demokratie. Der Volk-Gottes-Begriff meint den Bund mit Gott, den Gegenseitigkeitsvertrag zwischen Gott

12 Ebd., S. 85.

13 Heidelberg 1947, S. 21.

14 Das soll Kunst sein?, Wort und Antwort: Mainz 1980, Nr. 6, S. 183-187.

und Volk, dessen biblische Formel heißt: »Ich will euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein.« Der Gedanke der Volkssouveränität ist im Bereich der Kirche das reine Mißverständnis« (S. 77). Ohne Differenzierung geht es eben nicht in der Liturgie, zumal nicht in der Liturgie der Meßfeier. Und dieser Feststellung hat der Kirchbau sich nun einmal zu beugen.

Dahinden befürchtet, daß »im Rahmen der Tradition . . .« eine unverwechselbare Charakteristik« der Architektur »als bloße Nachahmung weitergegeben wird«. Diese Befürchtung ist durchaus berechtigt, wenn sie nicht als Feigenblatt für Traditionslosigkeit benutzt wird. In der Kirche von Limburg/Lindenholzhausen hat er versucht, die Verbindung zur Tradition zu realisieren. »Die gestalterische Verbindung von Tradition und Fortschritt, von Rückblick und Ausblick, von Vorhandenem und neu zu Schaffendem ist faszinierend« (S. 165). Ein solcher Versuch der Begegnung von Alt und Neu ist außerordentlich beachtenswert. Wenn er aber bei der »Öffnung des Kirchenraumes zur Umwelt« nur Atrium, Höfe und Vorhöfe, welche dieser Aufgabe durchaus gerecht werden können, gelten lassen möchte und Portale als »psychologische Barrieren versteht« und als »abweisend« disqualifiziert, so sind hier doch Bedenken anzumelden. Es mag abweisende Portale an Burgen und Schlössern und wohl auch an Kirchen geben. Aber die Schöpfungen mittelalterlicher Portalkunst sind nicht zu übersehen. Sie haben etwas Einladendes, Anziehendes, ja vermögen den Betrachter förmlich in den sakralen Raum hineinzusaugen, um ihn zu erleben. Noch im 20. Jahrhundert hat Dominikus Böhm eine solche »Portalsymbolik« doch wohl mit positivem Ergebnis zu realisieren versucht. Sie erscheinen jedenfalls glücklicher und menschlicher als so manche Schlupflöcher, die in öde Betonbunker führen und nicht einmal zulassen, daß eine Gemeinde zu einer festlichen Prozession den Auszug in die Umwelt, in die Welt wagt.

Bei den Plänen zu seinen Kirchen in Schwarzafrika hebt Dahinden die Symbolhaftigkeit und zugleich die Symbol-Fähigkeit der dortigen Menschen hervor. Ist diese Symbolhaftigkeit nicht auch in Europa berechtigt, oder möchte man dem sog. modernen Europäer die Symbol-Fähigkeit nehmen? Wobei immer wieder die Frage offen bleibt, was man unter einem »modernen Menschen« oder »modernen Europäer« versteht. Dahinden hält mit gutem Recht grundsätzlich an der Bedeutung »baulicher Symbole« fest. Sein lapidarer Satz: »Die Ungestaltetheit der Architektur führt zu einem Identitätsverlust«, kann nicht deutlich genug unterstrichen werden. Es bleibt aber die Frage: Kann ein Europäer für Afrikaner Kirchen bauen? Daß Justus Dahinden es verstand, sich in die ethnischen Besonderheiten einzufühlen, erkennt man aus seinen Plänen. Ja, es überrascht, in Namugongo/Uganda eine Kathedrale zu sehen; ein Unterfangen, das im heutigen Europa wohl nur noch ein Lächeln der Experten hervorrufen könnte. Wieweit nun Afrikaner in den Kirchen in Namugongo und Mityana beten können, diese Frage kann nur von den gläubigen Afrikanern selbst beantwortet werden. Trotz der Leistungen von Justus Dahinden muß als Fernziel gelten, daß eines Tages Afrikaner für Afrikaner Kirchen bauen können. Von Europa her sollten nur die bautechnischen Möglichkeiten vermittelt werden. Sonst würde man bald ähnlichen Vorwürfen ausgesetzt sein wie jene Missionare, die aus Europa neugotische und neubyzantinische Kirchen als katholische Gotteshäuser transferierten, wobei man sie wegen des positiven Anliegens nicht zu sehr verurteilen sollte. Denn wer hätte für ihre missionarischen Aufgaben afrikanische oder asiatische Kirchen bauen sollen? Es fehlte an den Voraussetzungen, und die Zeit war noch nicht reif.

Wie das Portal keineswegs grundsätzlich abzulehnen ist, so ist auch die wegen der Kosten oft so brisante »Turm-Frage« nicht einfach mit Ja oder Nein zu beantworten. Diesseits der Alpen hat der Turm nun einmal einen besonderen Symbolcharakter für den Kirchbau bekommen. Bei den mediterranen Völkern, die sich mit dem Campanile begnügten, weniger. Man kann und darf in ihm nicht nur den Versuch sehen, die Stadtsilhouette zu beherrschen. Er weist schießlich auf das Bauwerk hin, zu dem er gehört, und in symbolischer Weise auch auf das, wofür der Kirchbau bestimmt ist. Neues Bauen verlangt nicht unbedingt Aufgabe alter und Entwicklung neuer Formen. Wir dürfen hier unsere Produktivität nicht zu sehr überschätzen. Auch tradierte Formen können heute noch etwas aussagen, ohne dabei zu Formeln zu werden. Ist es nicht bemerkenswert, daß wir in den letzten Jahren eine völlig neue Beurteilung des Historismus des 19. Jahrhunderts erleben? Neugotische und neuromanische Kirchen werden neben Neurenaissance-Bürgerbauten durch die Denkmalpflege sorgsam restauriert.

Man hat festgestellt, daß nicht irgendein Stil imitiert oder wiederholt wurde, sondern daß mit Formelementen vergangener Zeiten völlig neue Baukörper und Räume konzipiert wurden. Im Schinkel-Gedenkjahr sind solche Beobachtungen in besonderer Weise festzuhalten; hat doch dieser geniale Baumeister seine architektonischen Visionen bald in »gotischen«, bald in »klassischen« Formen gezeichnet. Daß nur die »klassizistischen« realisiert wurden, lag an der Finanzierbarkeit. Seine Raumvorstellungen sind jedoch weder in der Klassik noch in der Gotik zu suchen; sie sind eigenständige Intuitionen.

Dahinden schreibt: »Wohl keine Bauaufgabe ist historisch und von der geschichtlichen Bedeutung her so stark belastet wie der Kirchenbau . . . Beim Kirchenbau ist die Retrospektive ein Teil seiner Prospektive, und das Bewahren ist gleich wichtig wie das Entwickeln« (S. 164). Das ist für einen Baumeister eine schwerwiegende und nicht leicht zu verwirklichende Erkenntnis. Er bemerkt, daß er nicht einfach beim Punkte Null anfangen und ins Leere bauen kann. Er weiß, daß auch »nachkonziliarer Kirchenbau« kein Bruch mit der Vergangenheit und kein Verdammnis des Überkommenen bedeuten darf, so wie das Liturgie-Dekret des Zweiten Vatikanums keine neue, veränderte Liturgie anstrebt, sondern eine Läuterung der Texte und Handlungen. Nur in dieser Weise wird der Kirchbau nach dem Konzil von dieser geläuterten und nicht von einer gewaltsam veränderten und uminterpretierten Liturgie seine entscheidenden Impulse empfangen müssen. Es ist nicht Sinn und Aufgabe eines Konzils, einen neuen Stil oder eine neue Kunst zu schaffen. Und dennoch müssen von den konkreten Texten der Konzilsdekrete her, die leider in der Einführung zum neugefaßten *Missale Romanum* einen etwas unklaren und wohl auch verwaschenen Niederschlag gefunden haben, Theologen und Baumeister miteinander ins Gespräch kommen, damit die Gemeinde der Gläubigen in der Kirche, dem Hause ihres Gottes, eine Heimat finden kann.